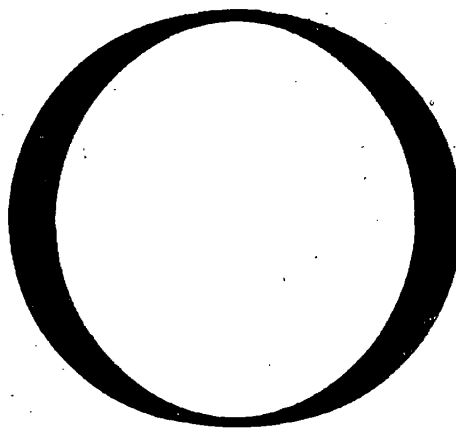




SIE SIND, ZU RECHT ODER UNRECHT, DER ÜBERZEUGUNG, daß ich auf den Namen einer Christin Anspruch habe. Ich versichere Ihnen, daß, wenn ich im Hinblick auf meine Kindheit und Jugend die Worte: Berufung, Gehorsam, Geist der Armut, Reinheit, Hinnahme, Nächstenliebe und andere ähnliche Worte gebrauche, diese im strengsten Sinne die gleiche Bedeutung haben, die sie in diesem Augenblick für mich besitzen. Dennoch bin ich von meinen Eltern und meinem Bruder in einem vollständigen Agnostizismus aufgezogen worden; und ich habe niemals auch nur die geringste Anstrengung unternommen, um darüber hinauszugelangen; ich habe niemals das geringste Verlangen danach empfunden, mit Recht, wie mir scheint. Trotzdem kann ich, seit meiner Geburt sozusagen, für keines meiner Vergehen, für keine meiner Unvollkommenheiten die Entschuldigung der Unwissenheit anführen. Über alle werde ich völlige Rechenschaft ablegen müssen an jenem Tage, wo das Lamm ergrimmt.

Sie dürfen mir auch auf mein Wort glauben, daß Griechenland, Ägypten, das alte Indien, das alte China, die Schönheit der Welt, jeder reine und echte Abglanz dieser Schönheit in den Künsten und in der Wissenschaft, der Anblick der Heimlichkeiten des menschlichen Herzens in solchen Herzen, die von religiösem Glauben leer waren – daß alles dieses ebenso viel wie alles ersichtlich Christliche dazu beigetragen hat, mich Christus als Gefangene zu überliefern. Ich glaube sogar sagen zu dürfen: noch mehr. Die Liebe zu diesen Dingen, die außerhalb des sichtbaren Christentums stehen, hält mich außerhalb der Kirche fest.

Eine derartige geistliche Bestimmung muß Ihnen unbegreiflich erscheinen. Eben darum jedoch ist sie besonders geeignet, zu einem Gegenstand des Nachdenkens zu dienen. Es ist heilsam, über dasjenige nachzudenken, was uns zwingt, aus uns selber herauszugehen. Es fällt mir schwer, mir vorzustellen, woher es kommt, daß Sie wirklich einige Freundschaft für mich empfinden; doch da dem augenscheinlich so ist, so könnte sie vielleicht diesem Zwecke dienen.

Sie haben mir sehr weh getan ...

In der Theorie sind Sie völlig bereit, den Begriff eines impliziten Glaubens gelten zu lassen. In der Praxis besitzen Sie eine ungewöhnliche geistige Weite und intellektuelle Redlichkeit; die aber dennoch meiner Meinung nach noch sehr unzulänglich sind. Einzig die Vollkommenheit ist genügend.

Ich habe des öfteren, zu Recht oder Unrecht, partielle Einstellungen in Ihnen zu erkennen geglaubt. Namentlich ein gewisses Widerstreben, *de facto*, in gewissen besonderen Fällen die Möglichkeit des impliziten Glaubens einzuräumen... Mir scheint auch, daß, wenn man Ihnen von Ungläubigen berichtete, die im Unglück sind und die ihr Unglück als einen Teil der Weltordnung hinnehmen, dies nicht den gleichen Eindruck auf Sie macht, wie wenn es sich um Christen und um die Ergebung in den Willen Gottes handelte. Dennoch ist beides dasselbe. Zumindest, wenn ich wahrhaft Anrecht auf den Namen einer Christin habe, weiß ich aus Erfahrung, daß die stoische Tugend und die christliche Tugend ein und dieselbe Tugend sind. Die echte stoische Tugend, die vor allem Liebe ist; nicht jenes Zerrbild, das einige Rohlinge daraus gemacht haben. In der Theorie, scheint mir, könnten auch Sie dies nicht leugnen. Aber es widerstrebt Ihnen, die Möglichkeit einer übernatürlichen Wirksamkeit der stoischen Tugend in konkreten und zeitgenössischen Beispielen *de facto* anzuerkennen.

Sie haben mir auch sehr weh getan, als Sie eines Tages das Wort «falsch» gebrauchten, als Sie «nicht-orthodox» sagen wollten. Sie haben sich alsbald verbessert. Meiner Ansicht nach liegt hier eine terminologische Verwechslung vor, die mit einer vollkommenen intellektuellen Redlichkeit unvereinbar ist. Es ist unmöglich, daß dies Christus gefällt, der die Wahrheit ist

Simone Weil

Aus einem Brief an Pater Jean-Marie Perrin OP vom 26. Mai 1942 (Simone Weil, Zeugnis für das Gute, Walter-Verlag, Olten, 1976).

Libanon

Konfliktkreise, Kriegstreiber und Friedensgruppen: Die militärisch aktiven Religionsgemeinschaften – Soziale Spannungen und politischer Führungsanspruch – Die Palästinenser, Flüchtlinge und Staat im Staat – Säkularisierungsplan von Drusenchef Jumblat – Selbsterhaltungstrieb der Syrer – Ihre Taktik der kleinen Schritte – Israel, Araber und die Supergroßen – Gibt es noch Kräfte des Friedens?
Arnold Hottinger, z.Z. Basel

Marxismus

Wie kam es zu den vielen Marxismen? (II): Marxens Analysen harmonisierten nicht mit der tatsächlichen Entwicklung – Bernstein: Die Doktrin muß an die Verhältnisse angepaßt werden – Ersetzte Lenin das Proletariat durch die Partei? – Die Weltrevolution blieb aus – Rückzug auf den Staatskapitalismus – Mythische Verklärung des «Marxismus-Leninismus» durch Stalin – Mao Tse-tung triumphierte als Pragmatiker über die Dogmatiker – Ein Leitfaden für die Machbarkeit der Revolution – Kampf der Bürokratisierung – Gegenseitige Vorwürfe von Sowjets und Chinesen – Das schwarze Schaf: Der Sozialismus mit dem humanen Gesicht – Wie wurde der jugoslawische Revisionismus in Moskau wieder hoffähig? – Neue westliche Marxismen. Robert Holz

Literatur

Kurtmartin Magiera (1928–1975): Er ließ sich auf das Wagnis ein, als Christ zu schreiben – Sein Werk spiegelt sein engagiertes Leben – Magiera übte Sozialarbeit an der Basis – Seine ersten Romane – Leben und Menschen in einer Pfarrei – Der kleine Mensch Liddl unterwandert den selbstsichern Pfarrherrn Eichhorn – Bei Konzilsbeginn wechselte der Romancier zum Redakteur – Reportagen, Kurzgeschichten und Gebete – Sein letzter Buchtext: «ich habe dein Gesicht gesehen» – «den geschichtlichen Jesus in den Gesichtern der Menschen von heute entdecken».
Paul Konrad Kurz, Planegg

Buchbesprechung

Das kommunistische Machtsystem: Ota Šik, ein Hauptbeteiligter am Prager Frühling, schildert Bürokratie und Apparat des Sowjetsystems.
Jakob David

Zeugnis

Die ungetaufte Glaubende, Simone Weil: Von einer agnostisch jüdischen Familie über den Sozialismus zur Schwelle der Kirche – Die Mystikerin bleibt dem «Elend der Masse» verhaftet – Aus Briefen an den Dominikanerprior J.-M. Perrin – Warum die dezidierte Christin sich nicht taufen läßt – Was sie zu Christus führte, hält sie außerhalb der Kirche fest (vgl. Titelseite).
Raymund Schwager

KONFLIKTKREISE IM LIBANON

Man kann den komplexen und blutigen Kampf im Libanon als eine Serie von konzentrischen Konflikten erklären: sie beginnen mit dem Ringen der libanesischen *Religionsgemeinschaften* untereinander um die Vorherrschaft im libanesischen Staat; darum herum liegt ein Konfliktkreis der *Nachbarn* Libanons, der Syrien und Israel einbezieht; die Manöver zwischen Syrien und Israel finden ihr unvermeidliches Echo im gesamten *arabischen Raum* und wirken sich auf die arabischen Rivalitäten aus; all dies wird vom *amerikanisch-sowjetischen Gegensatz* umfaßt und durchdrungen.

Die vier Gemeinschaften Libanons

Libanon hat vier wichtige, politisch und militärisch aktive, Religionsgemeinschaften: die der *Maroniten*, der *Sunniten*, der *Drusen* und der *Schiiten*. Der Staat Libanon, so wie er nach 1918 von der französischen Mandatsmacht abgegrenzt und herausgebildet worden war, beruhte auf einem prekären Gleichgewicht dieser vier Gemeinschaften. Man muß es prekär nennen, weil es die tatsächliche Vormachtstellung der Maroniten nur leicht übertünchte, und weil es außerdem auf den Resultaten der Volkszählung von 1932 beruhte, deren Ergebnisse heute wahrscheinlich längst überholt sind, die jedoch beibehalten werden mußten, wenn das System nicht zusammenbrechen sollte.

In Wirklichkeit war Libanon ein Staat, in dem die Maroniten die erste Rolle spielten, politisch, militärisch, wirtschaftlich, kulturell und sogar administrativ. Die anderen Gemeinschaften mußten sich mit Nebenrollen zufrieden geben. Versuche, dieses System zu ändern, waren gemacht worden; namentlich in dem bürgerkriegsähnlichen Ringen von 1958, doch hatten sie nichts entscheidendes zu ändern vermocht. Versuche, die Gemeinschaften Libanons zu einem Staat zu verschmelzen, waren unternommen worden, am wichtigsten jener unter Präsident *Chéhab*, doch waren sie nicht genügend erfolgreich verlaufen. Wachsende soziale Spannungen trugen zur Verstärkung der Gegensätze zwischen den Religionsgemeinschaften bei, weil die Maroniten und anderen Christen im Wirtschaftsleben am aktivsten waren und ohnehin die beherrschenden Positionen besetzt hielten. Sie waren so in der Lage, von der Inflation zu profitieren, welche die einfachen Leute, unter ihnen die großen Massen der Sunniten, Schiiten, Drusen immer mehr schädigte und bedrängte. Die Inflation Libanons war durch die Weltinflation gegeben, jedoch durch die spezifisch arabische Öl-inflation verstärkt.

Die Palästinenser als fünfte Gemeinschaft

In dieses an sich schon prekäre System der vier Gemeinschaften drangen die Palästinenser als weiteres aktives und kriegsrisches Element ein, und sie bewirkten seine Zerstörung. Die Palästinenser (heute vielleicht 120 000 in Libanon) waren zuerst Flüchtlinge gewesen, als solche hatten sie in der libanesischen Gleichgewichtspolitik nicht mitzureden. Sie hatten jedoch seit 1966 Guerillagruppen gebildet und waren dabei seit 1967 (dem Jahr des Sechstagekrieges) von den arabischen Staaten und Völkern, sowie von der Sowjetunion, unterstützt worden. Ihre Guerillaaktionen waren im Prinzip gegen Israel gerichtet. Doch die Gegenwart schwerbewaffneter und einigermaßen ausgebildeter Krieger im libanesischen Gleichgewichtsstaat konnte Auswirkungen auf diesen Staat nicht verfehlen. Dies wurde besonders deutlich, nachdem König *Hussain* und die jordanische Armee 1970 und 1971 die palästinensischen Bewaffneten aus Jordanien ausgetrieben hatten. Die Palästinenserorganisationen konzentrierten von jener Periode ab ihre Präsenz und das Gewicht ihrer Waffen auf Libanon, den einzigen Staat, von dem aus sie, wegen der

Schwäche dieses Staates und seiner Armee, gegen Israel Anschläge durchführen konnten. Syrien hielt die Palästinenserkampfgruppen unter strengster Kontrolle.

Die libanesische Armee suchte eine gewisse Kontrolle ebenfalls aufzuerlegen. Dies Bestreben führte zu Spannungen und Kämpfen im libanesischen Staat. Dabei pflegten die Sunniten und mit ihnen in wachsendem Maße auch die Drusen und die Schiiten die Partei der Palästinenser gegen den «maronitischen» Staat zu ergreifen. Sie empfanden solidarisch mit ihnen. Neben die religiös bedingte trat in zunehmendem Maße die soziale Solidarität; die Bedrückten der Minderheitsgemeinschaften und die Palästinaflüchtlinge fanden sich zu gemeinsamen Aktionen zusammen. Sie verschmolzen dabei weitgehend. Ihre Zielsetzungen waren ursprünglich verschieden: Kampf gegen Palästina und Kampf um mehr Rechte in Libanon. Doch die Palästinenser stützten sich auf die Minderheitsgemeinschaft, besonders natürlich auf die radikalisierten Gruppen und Parteien in ihrem Schosse, wenn sie ihre bewaffnete Präsenz im Staate in Frage gestellt sahen; und die sich herausbildenden sozial-revolutionären Gruppen der Minderheitsgemeinschaften stützten sich ihrerseits auf die – besser bewaffneten – Palästinenser, wenn sie mit dem Staat in Konflikt gerieten.

Ein solcher Konflikt gab den Auftakt zum gegenwärtigen Bürgerkrieg: im Februar 1975 streikten die Fischer von Saida (Sunniten) gegen die von dem Maroniten *Chamoun* beherrschten Fischereibetriebe. Nach Straßenunruhen in Saida setzte der Staat die Armee ein, um Ruhe zu stiften. Doch die Palästinenser unterstützten die Streikenden in Saida und benützten ihre Kriegswaffen (Raketen, Mörser usw.) um die leichten Panzer der Armee aus Saida zu vertreiben. Die «Niederlage» der Armee durch die «palästinensischen Eindringlinge» löste Empörung bei den (maronitischen und libanesisch national empfindenden) Milizen der Phalange aus, und dies gab Anlaß zur Verpflanzung des Streits von Saida nach Beirut.

Gleichgewichtsstaat oder Volksrepublik?

Seither kämpfen die Maroniten und ihre verschiedenen Milizen für Erhaltung des bisherigen Staates und seines Gleichgewichtssystems, oder – falls dies nicht erreichbar wäre – für einen maronitischen Restlibanon, wie sie ihn heute besetzt halten. Die libanesischen sozialrevolutionären Gruppen, vorwiegend Sunniten, Drusen, Schiiten, geführt von dem Drusenchef *Jumlat*, der zugleich Chef einer sozialistischen Partei ist, unterstützt von der KPL (die auch eine Zahl von Militanten christlichen Ursprungs in ihren Reihen zählt) und verbündet mit den Palästinensergruppen (von der PLO bis zur «Abweisungsfront») kämpfen für einen «neuen Libanon», der auf das Gleichgewichtssystem der Religionsgemeinden verzichten soll («Säkularisierung»), der die Palästinenser in ihrem Kampf gegen Israel aktiv zu unterstützen hätte, der mehr Interesse für die sozialen Probleme der Unterschichten aufbringen soll als das bisherige, ausgesprochen plutokratische Regime. In einem solchen «säkularisierten» Staate, der in der Praxis wohl einer der arabischen Volksrepubliken gleichen würde (SüdJordanien, Libyen, Algerien – jedoch ohne Öl), hätte *Jumlat* gute Chancen, Präsident zu werden.

Syrien als Schiedsrichter

Diese Ziele der libanesischen Linkskoalition werden vom syrischen Präsidenten *Asad* als «utopisch» und daher gefährlich verurteilt. Dies hat der Präsident im vergangenen

Juni in einer 3stündigen Radiorede öffentlich klar gemacht. Bis zu Beginn dieses Jahres hatte er die Linkskoalition mit Waffen und sogar mit Truppen unterstützt, die er aus Syrien sandte. Doch im Februar 1976 wurde ein Friedensplan proklamiert, der unter syrischer Vermittlung ausgearbeitet worden war. Er sah eine Fortsetzung des bisherigen Gleichgewichtssystems vor, jedoch korrigiert zu Gunsten der bisherigen Minderheiten, und verlieh Syrien die Rolle eines permanenten Schiedsrichters zwischen Palästinensern und Libanesen. Dieser Plan wurde von der Linkskoalition nur mit den Lippen angenommen, in Wirklichkeit jedoch von ihr untergraben, weil die Palästinenser für ihre Unabhängigkeit fürchteten und sich im Libanon nicht syrischer Kontrolle unterstellen wollten, die libanesische Linksfront unter Jumblat jedoch an der geplanten «Säkularisierung» festhalten wollte.

Die Linke sorgte dafür, daß die Kämpfe im März fortgesetzt wurden. Syrien jedoch begann sich von ihr und von den Palästinensern zu trennen und immer deutlicher die maronitischen Milizen zu unterstützen. Dies geschah, wie Asad klar machte, weil Syrien eine Spaltung Libanons fürchtete, die am Ende zu einem ressentimentgeladenen maronitischen Zwergstaat führen könnte, der sich unter Umständen mit Israel verbünden würde. Weil Syrien auch den geplanten revolutionären Libanon Jumblats fürchtete, der – wie Asad gewiß realistisch sah – unvermeidlich zu einem israelisch-libanesischen Zusammenstoß führen würde, und zwar, dies war für Asad entscheidend, zu einem Zusammenstoß, über dessen Zeitpunkt, Lokalisierung, Vorbereitung usw. Syrien keinerlei Kontrolle besäße. Syrien würde dennoch in den Konflikt mit Israel hineingerissen werden, d.h. hätte einen Krieg zu gewärtigen, den nicht Damaskus sondern ein instabiles und revolutionäres Regime in Libanon auslösen würde. – Um dies zu vermeiden hat Asad die Linkskoalition mit den Palästinensern einer Blockade unterzogen und den Maroniten mehr oder minder diskret geholfen. Er hat dadurch bewirkt, daß diese seit Juni die Initiative besitzen (Beginn der Belagerung von Tell Zaatar), und er dürfte bezwecken, die Linkskoalition (inkl. Palästinenser) zu einem Kompromißfrieden mit den Maroniten zu zwingen, der ein neues Gleichgewichtssystem ermöglichte und Syrien eine Art Aufsichtsrecht über die Ereignisse in Libanon, besonders an der gefährlichen israelischen Grenze, einräumte. Im Zuge seiner Kontrollbemühungen hat Asad einen bedeutenden Teil Libanons durch syrische Truppen besetzt. Dies sind die östlichen und nördlichen Landesteile, den Süden, gegen Israel hin hat er vorsorglich frei gelassen, um Zusammenstöße mit den Israeli zu vermeiden. Seine Hauptsorge bei alledem dürfte sein, daß er den Konflikt mit Israel unter seiner Kontrolle bewahren will.

Der arabische Umkreis

Daß ihm dies gelinge, ist für Asad lebenswichtig. Seit dem Abkommen der Ägypter mit den Israeli über Sinai (Ende August 1975) steht er den Israeli praktisch alleine gegenüber. Seine heftige Polemik gegenüber Ägypten und dem «verräterischen» Abkommen mit den Israeli ist dazu bestimmt, Kairo womöglich zu zwingen, das Abkommen abubrechen, oder es jedenfalls nicht mehr zu erneuern, wenn es 1977 zu Ende geht. Für Ägypten ist der libanesische Konflikt und die anti-palästinensische Rolle, die Syrien neuerdings in ihm spielt, in erster Linie ein Anlaß, der es Kairo erlaubt, Damaskus ebenfalls einen «Verräter» zu schelten. In der Tat hat Damaskus in Libanon genau so wie Kairo in Sinai gezeigt, daß es seine lebenswichtigen Interessen, oder was es für solche hält, verteidigen muß, koste es was es wolle.

Die übrigen arabischen Staaten scheiden sich in «revolutionäre» (Libyen, Südjemen, Irak, mit Nuancen Algerien) und «gemäßigte» (die übrigen), die sich entweder hinter Kairo

stellen oder hinter die Linkskoalition in Libanon. Syrien steht mit seiner Politik weitgehend allein.

Die Supergrossen: getriebene Treiber

Es gibt eine im Orient weit verbreitete Verschwörungstheorie, nach welcher der ganze Krieg im Libanon von den amerikanischen Geheimdiensten ausgelöst worden sei, mit dem Ziel, die Palästinenser «zu liquidieren»; dies wiederum sei notwendig, um zu einer «amerikanischen Lösung» des Nahostproblems zu gelangen. Die Syrer seien von den Amerikanern in die Verschwörung hineingezogen worden; die Ägypter seien schon vorher dabei gewesen. Daran dürfte richtig sein, daß eine Lösung des Palästinaproblems in der Tat nur denkbar scheint, wenn die Palästinenser sich zu einigen Konzessionen bereit zeigen. Doch ist fraglich, ob Kämpfe gegen sie in der Tat zu größerer Konziliationsbereitschaft führen. Bisher war eher der gegenteilige Effekt zu verzeichnen: im Verlauf der Kämpfe ist die relativ «gemäßigte» PLO immer mehr in das Fahrwasser der extremistischen «Zurückweisungsfront» (Habasch, Jibril usw.) geraten.

Die Sowjetunion sieht sich durch die Ereignisse im Libanon in eine schwierige Lage versetzt. Sie unterstützt die Palästinenser und die libanesische «progressive patriotische Front», zu der auch die KPL gehört. Moskau hat in den letzten Wochen immer deutlicher unterstrichen, daß nach seinem Dafürhalten die syrischen Truppen Libanon räumen sollten, wie dies auch die libanesischen Progressisten fordern. Doch ist fraglich, wieviel Druck die Sowjetunion auf Syrien ausüben kann und ausüben will; Syrien ist der letzte wichtige Partner der Russen in der Nähe von Israel, nachdem Ägypten ausgefallen ist. Wenn Damaskus sich möglichen russischen Druck in der Libanonfrage nicht bieten lassen sollte, und wie vorher schon Kairo, nach rechts ausweichen würde, wären die Russen ihres mediterranen Nahosteinflusses (mit Ausnahme des fernen Iraks und des wenig stabilen Bundesgenossen Ghadhafi) weitgehend beraubt. Saudi Arabien würde wohl einen derartigen Abfall der Syrer vom russischen Bündnis schätzen und finanziell zu belohnen wissen. Man sieht die Aktionsmöglichkeiten der Sowjetunion sind beschränkt.

Das gleiche gilt auch von den Amerikanern. Aus diplomatischen und aus wirtschaftlichen Gründen (Erdöl), können sie es sich nicht erlauben, die Ägypter und die Saudis zu brüskieren. Ein allzu energisches Eingreifen in Libanon auf der einen oder der anderen Seite hätte jedoch leicht diese Auswirkung. Washington sieht sich daher darauf beschränkt, den Syrern und den Israeli gut zuzureden, um die einen dazu zu veranlassen, die Rolle des gemäßigten Friedensstifters und Hüters eines erhofften neuen libanesischen Gleichgewichtes zu spielen; die anderen davon abzuhalten, in Libanon einzuschreiten und durch eine Kurzschlußhandlung einen neuen Nahostkrieg mit kaum übersehbaren Folgen zu provozieren.

Für den Bürgerkrieg in Libanon bedeutet die Gleichgewichtskonstellation der arabischen Mächte und der Supergroßen rund um den Konflikt herum, daß die Libanesen und Palästinenser ihn untereinander austragen und am Ende, mit syrischer Hilfe, werden schlichten müssen.

Die neue Offensive

Der *Präsidentenwechsel* vom 20. September brachte neue Versuche mit sich, einen Waffenstillstand zu erreichen. Der auf *Frangié* folgende neue Präsident, *Sarkis*, verhandelte mit den Syrern vor seinem Amtsantritt und versuchte sie dazu zu bringen, einem Waffenstillstand beizustimmen, der darauf beruhen sollte, daß beide Seiten, Palästinenser und Syrer, ihre Kampfkräfte von den Fronten zurückzögen, wobei die Palästinenser die vorgeschobene Tasche, nördlich der Straße Beirut-Damaskus, hätten räumen müssen, die sie mit den

Linkskräften im Juni erobert hätten. Doch beide Seiten stellten Vorbedingungen und den gesamten Krieg angehende Forderungen auf, bevor sie einem Waffenstillstand beistimmen wollten. Die Palästinenser, daß die Syrer ihre Truppen zurückziehen sollten, entweder aus ganz Libanon oder mindestens, in einer ersten Phase, um ein bedeutendes Stück. Die Syrer blieben umgekehrt bei ihrer Forderung, nach der sich die Palästinenser den Verträgen von Kairo, aus dem Jahre 1969, zu fügen hätten und in Folge dessen ihre Bewaffneten in die Lager zurückziehen sowie jede Einmischung in die libanesischen Politik aufgeben sollten. Damaskus wollte außerdem den christlichen Libanesen gegenüber das Wohlverhalten der Palästinenser in der Zukunft garantieren. Dies wäre auf ein Aufsichtsrecht der Syrer über die Palästinenser in Libanon hinausgelaufen, und gerade dies wollen die Palästinenser um jeden Preis vermeiden, weil sie für ihre Unabhängigkeit und Entschlußfreiheit fürchten.

Die Verhandlungen des neuen Präsidenten schlugen angesichts dieser widersprüchlichen Haltungen fehl. Weder vor seinem Amtsantritt noch nachher konnte er mit seinen Plänen für einen Waffenstillstand durchdringen. Es kam zu einer neuen Offensive der Syrer und der christlichen Milizen gegen die Palästinenser und Linkskräfte unter der Führung Jumblats mit dem Ziel, die Palästinenser und ihre Verbündeten aus dem umstrittenen Berggebiet nördlich der Fahrstraße nach Damaskus zu verdrängen. Die Palästinenser hatten sich in jenen Gebieten verschanzt und sie gelobten langen und bitteren Widerstand. Doch als Ende September die Offensive begann, brach ihr Widerstand überraschend zusammen. Schon nach drei Tagen der Kämpfe waren sie geschlagen und die seit dem Sommer von ihnen besetzten christlichen Dörfer wurden von den Syrern und den Milizen der Phalange «befreit».

Die anderen arabischen Staaten, besonders Irak und Ägypten, gaben Erklärungen ab, in denen sie sich über die syrische Aktion beklagten und versprachen, sie wollten die Palästinenser davor retten, vernichtet zu werden. Solche Erklärungen dürften mehr dazu bestimmt sein, die Regierung von Damaskus in Verlegenheit zu bringen, als in der Tat die Palästinenser zu unterstützen. Mit beiden Staaten steht Syrien schlecht. Der Irak wird von einer Rivalenfaktion der gleichen Baath Partei regiert wie Syrien und liegt mit seinem Nachbarn seit Jahren in bitterem Streit. Unmittelbar vor der letzten syrischen Offensive in Libanon hatten vier Freischärler, die in Irak ausgebildet worden waren, drei Palästinenser und ein Iraki, im Hotel Semiramis in Damaskus 90 Geiseln genommen und die Befreiung von anderen Palästinensern gefordert, die in Damaskus wegen früher durchgeführten Bombenanschlägen im Gefängnis saßen. Die Syrer griffen sie an, befreiten die Geiseln zum Preis von vier Toten und 35 Verwundeten und hängten die drei überlebenden Täter öffentlich vor dem Hotel. Ihr Vorgehen muß im Zusammenhang der Feindschaft mit Bagdad und der gegenseitigen Subversionsversuche verstanden werden, die beide Regimes unternehmen. Mit Ägypten geht der Streit um das Sinaiaabkommen der Ägypter mit Israel weiter, das Damaskus als Verrat an der gemeinsamen Sache der Araber bezeichnet. Auch die Sowjetunion wurde diplomatisch aktiv und unternahm Schritte, die sich so ausnehmen sollten, als ob sie versuche, zu Gunsten der Palästinenser einzuschreiten.

Die Taktik der Syrer

Wie weit die syrisch- und christlich libanesischen Offensive noch vorangetragen werden wird, bleibt zur Zeit des Schreibens noch abzuwarten. Sie kann entweder nach der Eroberung der christlichen Berggebiete östlich von Beirut halt machen und eine neue Verhandlungsphase einschalten, oder sie kann bis in die Umgebung der Hauptstadt hinab vordringen mit dem Ziel, Beirut einzukreisen. Die bisherige Politik der Syrer bestand daraus, die Palästinenser und Linkskräfte durch kleine militärische Schritte anzuschlagen, dann zu verhandeln, um zu sehen, ob sie nun bereit wären, die syrischen Bedingungen anzunehmen; im Ablehnungsfalle darauf eine neue beschränkte Offensive zu unternehmen. Diese vorsichtige Taktik dürfte in erster Linie auf die Nähe der Israeli zurückgehen und dazu bestimmt sein, die Gefahr ihres Eingreifens zu reduzieren.

Die syrische Armee stellt die weitaus stärkste Macht dar, die sich in Libanon befindet. Die Syrer sind im vergangenen Juni offen nach Libanon einmarschiert, um die Palästinenser und die Linkskräfte unter ihre Kontrolle zu nehmen. Dies wollten sie tun, um zu vermeiden, daß die Linke und die Palästinenser einen Krieg zur Unzeit (für Syrien) gegen Israel auslösen. Nach wie vor ist dies das Ziel der syrischen Operation. Damaskus sieht sich daher gezwungen, solange voranzuschreiten, bis es dieses Ziel erreicht hat; oder aber einen Rückschlag von schwer abzuschätzenden und gefährlichen Folgen für das eigene Regime hinzunehmen. Ein abgesichertes aktivistisches, linksextremes Partisanenregime in Libanon würde wahrscheinlich auf Syrien «ansteckend» wirken, das heißt über kurz oder lang das dortige Regime zu Fall bringen und gleichzeitig wahrscheinlich einen neuen Israelkrieg im Nahosten hervorrufen. Dieser wäre für Syrien besonders gefährlich, weil unsicher wäre, ob Kairo dabei eingreifen würde... Für Damaskus ist ohne Zweifel das Fortsetzen der gegenwärtigen – limitierten – Offensive gegen die Palästinenser das kleinere Übel als eine Links- und Palästinenserherrschaft in Libanon. Daher wird die Offensive aller Wahrscheinlichkeit nach in kleinen Schritten fortgesetzt werden, bis die Palästinenser und die libanesischen Linke müde werden und sich einer syrischen Kontrolle fügen. Erst wenn dies geschieht, bestehen ernsthafte Aussichten für einen Waffenstillstand und einen möglichen Frieden zur Beendigung des Bürgerkrieges.

Gruppen für den Frieden

Es gibt zahlreiche Gruppen in Libanon, die einen solchen Frieden wünschen und ersehnen. Doch handelt es sich bei ihnen um Leute ohne Waffen. Erst wenn die Waffen der Kampfgruppen und der syrischen Armee schweigen, können sie hoffen, zum Zuge zu kommen. Zu diesen Gruppen gehören die Maroniten, die *Faymond Eddé* anhängen, ihr Zentrum befindet sich in Jbeil (Byblos), wo dieser Politiker herkommt. Eddé hat stets die Konfrontationspolitik seiner Mit-Maroniten kritisiert, besonders jene Präsident Frangiés, und betont, daß ein libanesischer Präsident das Wohl aller Gemeinschaften im Auge behalten müsse, besonders der ärmeren, und nicht – wie in der Tat Frangié es getan hatte – als ein Vorkämpfer seiner eigenen, der maronitischen, auftreten dürfe. Der neue Präsident, Sarkis, dürfte ähnlich denken, obwohl ihn andere Fragen von Eddé trennen. Es gibt ganze Religionsgemeinschaften in Libanon, die sich von dem Streit fern gehalten haben, die Armenier zum Beispiel; die Mehrheit der griechischen Christen der katholischen und der orthodoxen Gruppierung. Ihre Gemeinschaften stehen den arabisch empfindenden Teilen der libanesischen Bevölkerung näher als die der Maroniten. Es gibt schließlich unter den muslimischen Bevölkerungsteilen die Gruppen, welche den traditionellen Politikern nahe stehen, *Karamé, Saeb Salam, Yafi* und ähnlichen Würdenträgern. Sie würden sich gewiß für einen Frieden einsetzen, wenn sie Gelegenheit dazu erhielten. Ähnliches kann man von den traditionellen Politikern der Schiiten, der einen Fraktion der Drusen (*Arslan* gegenüber Jumblat), und der kleineren christlichen Gemeinschaften aussagen. Doch solange die bewaffneten Banden auf Kriegsfuß leben, sind die Aktionsmöglichkeiten dieser Politiker und Gruppierungen beschränkt. Wenn sie ihr Mißfallen an der Handlungsweise der Banden und ihrer Führer (innerhalb der eigenen Gemeinschaft im Falle der Muslime) allzudeutlich an den Tag legen, riskieren sie ganz einfach, ermordet zu werden.

Arnold Hottinger, z. Z. Basel

DER AUTOR, bekannt durch seine Bücher *Die Araber* (Atlantis) und *Zehnmal Nahost* (Piper) weilte fünfzehn Jahre für die NZZ in Beirut und besucht von seinem jetzigen Domizil in Madrid aus immer noch regelmäßig die Länder Nordafrikas und des Nahen Ostens. Er hat auch mitgearbeitet am Missionsjahrbuch der Schweiz 1975, auf das bei dieser Gelegenheit nachdrücklich verwiesen sei: *Der Nahost-Konflikt*, Herausforderung für die Christen (CH-1700 Freiburg 2, Postfach 50).

VOM EINEN MARXISMUS ZU DEN VIELEN MARXISMEN (II)

Alle Nachfolger von Marx übernahmen dessen Analysen* auf ihre Weise. Diese Analysen, obwohl als «wissenschaftlich» und damit an den Tatsachen verifizierbar bezeichnet und mit prophetischem Glanz umkleidet, wollten mit der tatsächlichen Entwicklung oft nicht harmonieren. Die Weltrevolution ließ auf sich warten, aus der Herrschaft des Proletariats wurde bei Lenin die Herrschaft der Partei, aus dem Weltkommunismus wurde bei Stalin der Sozialismus in einem Lande und der Nationalkommunismus bei Tito, während sich der Marxismus bei Mao zu einer Anleitung für Revolutionäre umformte. Und der Kapitalismus, durch dessen Zerstörung Marx das Proletariat befreien wollte, wurde in der Form eines Staatskapitalismus für die meisten kommunistischen Ideologen geradezu zum angestrebten Ziel, was nun tatsächlich den Gipfelpunkt aller Umdrehungen darstellt, obwohl man sich auch hierfür noch auf Marx zu berufen wagt.

Gescheiterte Weltrevolution

Selbst die proletarische Revolution, mit welcher der Kapitalismus angeblich schwanger geht, hat – allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz – nie stattgefunden. Erstens entwickelten sich die Verhältnisse im Kapitalismus anders, als von Marx angenommen, und das Proletariat, das die Revolution hätte bewirken sollen, existiert schon längst nicht mehr, wenn es dies überhaupt je getan hat und nicht eine reine Marxsche Abstraktion darstellt, wie beispielsweise *Mibailo Marković* von der jugoslawischen «Praxis»-Gruppe denkt.⁹ Und zweitens fanden jene Revolutionen, die man heute kommunistische nennt, marxistisch gesprochen nicht auf der Ebene des Kapitalismus sondern in feudalistischen Gesellschaftsformationen statt, die nicht primär vom Proletariat, sondern von Bauern und Soldaten unter Leitung einer Gruppe von Berufsrevolutionären durchgeführt wurden, welche wiederum nicht aus dem Proletariat stammten, sondern aus dem Adel und der bürgerlichen Intelligenzia.

Es macht beinahe den Anschein, als würde der deutsche Sozialdemokrat *Edvard Bernstein*, welcher als erster marxistischer «Revisionist» in die Geschichte einging, doch noch Recht bekommen. Er vertrat nämlich bereits um die Jahrhundertwende die Auffassung, daß die marxistische Doktrin in manchen Punkten an die veränderten Verhältnisse angepaßt werden müsse. So könne der Sozialismus nicht auf revolutionärem Weg erreicht werden, sondern durch Reformen. Dieser evolutionären (anstelle einer revolutionären) Vorstellung entsprach auch die Forderung nach einer positiven Mitarbeit im Staat. Die Sozialdemokratie ist Bernsteins Ansichten weitgehend gefolgt, und heute hört man selbst aus den Reihen westlicher kommunistischer Parteien, so insbesondere in Frankreich und Italien, ähnliche Töne.

Bernsteins Lehre vom friedlichen Weg zum Sozialismus rief jedoch um 1900 bei orthodoxen Marxisten wie Plechanow und Lenin erbitterte Opposition hervor. So betonte Lenin in seinem 1902 erschienenen programmatischen Werk «Was tun?» mit Nachdruck die Lehre vom Klassenkampf, von der Diktatur des Proletariats sowie die Notwendigkeit, eine militante, streng disziplinierte Partei unter Leitung einiger Berufsrevolutionäre zu schaffen.¹⁰

Dabei nahm aber auch er still und klammheimlich eine Revision am Marxismus vor. Nach Marx entwickelt sich das Klassenbewußtsein der Arbeiter von innen heraus, nach Lenin aber kommt es von außen. Nur die Partei kann wahres sozialistisches Bewußtsein vermitteln. Trotzki (der eigentlich Bronstein hieß) warf deshalb Lenin schon im Jahre 1904 vor,

er ersetze das Proletariat durch die Partei und die Partei durch den Führer. Auch in seiner Revolutionstheorie stellte sich Lenin letztlich gegen Marx und insbesondere gegen Engels, der eine «proletarische» Revolution im russischen Agrarstaat für undenkbar hielt. Lenin jedoch ging von der realpolitischen Voraussetzung aus, daß die Arbeiter im Bündnis mit der großen Masse der Kleinbauern unter Führung der Partei als einer Avantgarde des Proletariats eine solche Revolution ungeachtet der nach marxistischer Doktrin mangelnden ökonomischen Voraussetzungen siegreich durchführen könnten. Und Lenin behielt gegen die Opposition der orthodoxen Marxisten Recht, wobei die Frage offenbleibt, wie weit die Oktoberrevolution aus der Sicht eines marxistischen Geschichtsverständnisses überhaupt als kommunistisch angesehen werden kann.

Jedenfalls übernahm Lenin 1917 die von Trotzki aufgestellte Konzeption einer «permanenten Revolution», nach welcher erst die Weltrevolution dem Sozialismus in Rußland zum endgültigen Siege verhelfen könne.¹¹ Er stellte sich auch vor, daß mittels einer Diktatur des Proletariats der bürgerliche Staatsapparat zerschlagen und ein demokratisches Staatswesen nach dem Vorbild der Pariser Kommune von 1871 errichtet werden könne, in welchem Exekutive und Legislative eine Einheit bildeten. Schließlich sah er auch noch einen Abbau der Beamtenschaft vor, da jeder des Lesens und Schreibens kundige Bürger die notwendigen Verwaltungsmaßnahmen selber wahrnehmen könne. Der Weg zur klassenlosen kommunistischen Gesellschaft schien ihm damit vorgezeichnet.

Flucht in die Staatsideologie

Doch es sollte anders kommen. Die Weltrevolution blieb aus, und die Wirtschaftskrise und die Hungersnot im Gefolge des Bürgerkrieges zwangen Lenin zu realpolitischem Umdenken. Anstelle des Kommunismus führte er 1921 mit seiner Wendung zur sogenannten «Neuen Ökonomischen Politik» (NEP) sogar wieder kapitalistische Produktionsverhältnisse ein. «Wir haben uns auf den Staatskapitalismus zurückgezogen», sagte er im November 1921 selber.

Der Staatskapitalismus aber, der von Lenin als vorübergehender Rückzug gedacht war, wurde zu einem wesentlichen Bestandteil sowjetischer Staatsideologie, was gleichzeitig auch einen gewaltigen Aus- und nicht Abbau der Beamtenmaschinerie zur Folge hatte.

Stalin suchte seinen Machtanspruch damit abzustützen, daß er die – ebenfalls nicht systematischen – Aussagen Lenins zusammenfassen ließ und damit die Lehre des Marxismus-Leninismus kreierte, die er zudem zur genuinen und sakrosankten Weltanschauung des Kommunismus erhob. Innerhalb dieser Weltanschauung erhielt auch die Partei eine mythische Verklärung, während ihr Führer sich wie einst die römischen Kaiser als Herrscher und Gott verehren ließ.

In diesem eigenartigen Gebilde sozialer Idolatrie, in welchem eine kleine Gruppe von Gnostikern allein bestimmte, was zu tun, zu sagen, ja sogar was zu denken sei, und so die Geschichte in ihrem Sinne interpretierten, diente der Marxismus-Leninismus nur noch als Feigenblatt, um den inzwischen aufgebauten neozaristischen Etatismus zu rechtfertigen.

Die Partei wurde wie ein kirchliches Lehramt zur absoluten Autorität erhoben, das zwar unablässig mit Zitaten aus den Klassikern des Marxismus-Leninismus operierte, aber gleichzeitig eine eigenständige und kritische Berufung auf diese zu Kirchenvätern umfunktionierten «Klassiker» verunmöglichte. Ein Kritiker hatte keine Chancen: «Bezog er sich auf Marx und Engels, so konnte man ihm vorhalten, daß das Vorbild

* Vgl. Teil I in Nr. 18, Seite 195ff.

der Leninschen Auslegung der beiden Klassiker etwas anderes lehre. Bezog er sich auf Lenin, so konnte man ihm vorhalten, daß Lenin unter anderen Umständen auch anderes oder Gegenteiliges geäußert habe und daß Lenin unter den gegebenen Umständen sicherlich nicht dasselbe verfochten haben würde. Bezog sich aber jemand auf die Wendigkeit der an Umstände gebundenen Urteilsbildung, dann konnte man ihm wiederum Prinzipienlosigkeit vorwerfen.»¹²

Und das Proletariat, in dessen Namen die kommunistische Partei und deren Führer ihre Diktatur ausübten, wurde im Grunde genommen durch die 1928 begonnene forcierte Industrialisierung und durch die Kollektivierung der Landwirtschaft überhaupt erst geschaffen. Doch dies alles hinderte Stalin nicht, offiziell an der marxistischen Geschichtsauffassung festzuhalten. Wo die Geschichte mit der Theorie in allzu offensichtlichen Widerspruch geriet, da änderte Stalin nicht etwa die Theorie, sondern ließ kurzerhand die Geschichte so lange umschreiben, bis sie eben wieder mit der Theorie übereinstimmte.

Zwar ist nach Stalins Tod der Personenkult in der UdSSR abgebaut worden, was nicht hindert, daß man die Sowjetbürger noch immer in kilometerlangen Schlangen zum Leninmausoleum pilgern läßt. Nach wie vor sind die sogenannten «Klassiker des Marxismus-Leninismus» Gegenstand einer beinahe religiösen Verehrung, denn auch heute noch wird in der Sowjetunion der Anspruch aufrechterhalten, daß der Marxismus-Leninismus die alleinige und absolute Wahrheit repräsentiere, und die Partei als deren Hüter verstanden.

Wenn aber die jugoslawischen Philosophen der «Praxis»-Gruppe auch unisono verkündeten, die stalinistische Interpretation des Marxismus sei in Wirklichkeit gar kein Marxismus, womit sie wohl kaum Unrecht haben, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die von Stalin zu Ende geführte Fehlentwicklung bis zu einem gewissen Grade dem Marxismus systemimmanent ist.¹³ Denn nicht zufällig hatte der Anarchist *Michail Bakunin* schon zu Zeiten von Marx vorausgesagt:

«Die Ausdrücke wissenschaftlicher Sozialist und wissenschaftlicher Sozialismus, die unaufhörlich in den Schriften der Marxisten wiederkehren, beweisen durch sich selbst, daß der sogenannte Volksstaat nichts anderes sein wird als die despotische Regierung der proletarischen Massen durch eine neue und sehr beschränkte Autokratie von wahren und vorgeblichen Wissenschaftlern.»

Die mit aller Wissenschaft unvereinbare Anmaßung gottgleicher Unfehlbarkeit, welche bereits Nikolai Berdjajew in seinem Werk «Wahrheit und Lüge des Kommunismus» geißelte, kritisierte gegen Ende seines Lebens auch der österreichische Altkommunist *Ernst Fischer* in seinem letzten Werk «Das Ende einer Illusion» mit den Worten:

«In der Tat war die Partei für viele Kommunisten die Inkarnation einer göttlichen Substanz, der unfehlbaren Lehre des zur entscheidenden Kraft der Weltgeschichte prädestinierten Proletariats. (Ich bin die Wahrheit!) sagt der allmächtige Gott monotheistischer Religionen. (Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist!) schrieb Lenin. Diese Anmaßung, die unanfechtbare Wahrheit zu repräsentieren, von wissenschaftlicher Methode und utopischer Zukunftsvision unterstützt, hat wesentlich zur Anziehungskraft und zum Verderben kommunistischer Parteien beigetragen.»

Henri Lefebvre stellte bereits im Jahre 1958 fest: «Der Marxismus ist Staatsideologie geworden und Ideologie des Staates... Gleichzeitig hat er die Analyse der Widersprüche in der sozialistischen Gesellschaft vernachlässigt... In der sozialistischen Gesellschaft, so sagt man, herrscht völlige Harmonie...»

Lefebvre wurde für diese Feststellung ebenso wie zehn Jahre später Ernst Fischer für seine Kritik aus der kommunistischen Partei seines Landes ausgeschlossen und in Acht und Bann getan. Man beschimpfte sie als Renegaten und Revisionisten.

Die Ironie der Geschichte will es, daß ausgerechnet diejenigen Marxisten heute als «Revisionisten» gelten, die zu den eigentlichen Grundintentionen eines Karl Marx zurückzufinden suchen. Dieses Faktum müßte eigentlich zu denken geben.

Marxismus als Werkzeug der Revolution

Mit einer Bevölkerungsstruktur von 0,6% Proletariat und knapp 3% Bourgeoisie bot China noch weit weniger als Rußland die ökonomischen Voraussetzungen für eine marxistische Revolution. In Rußland vermochte die Kommunistische Partei wenigstens noch mit einem gewissen Recht als Avantgarde eines städtischen Proletariats aufzutreten, während dies in China nicht möglich war (was allerdings die russischen Dogmatiker in Moskau schon in den zwanziger Jahren nicht einsehen wollten, welche durch ihre Komintern-Agenten der KPCh ständig Weisungen für die Vorbereitung eines proletarischen Aufstandes zugehen ließen).

Mao Tse-tung hatte diesen Fehler schon sehr früh erkannt. Er begann sich dementsprechend auf die Bauern und die Soldaten abzustützen, wofür er 1928 auf Betreiben der Moskauer Zentrale sogar aus der KPCh ausgeschlossen wurde. Der Sieg der chinesischen Kommunisten (deren Partei noch 1944 zu 90% aus Bauern bestand) war genau besessen wiederum der Triumph eines revisionistisch denkenden Pragmatikers über die starren marxistischen Dogmatiker.

Aus Maos Sicht ist die marxistische Doktrin nicht etwas Statisches, unbewegliches, sondern dynamisch und entwickungsfähig:

«Dogmatismus und Revisionismus sind beide antimarxistisch. Der Marxismus muß sich unbedingt vorwärtsentwickeln. Er muß sich mit dem Fortschreiten der Praxis entfalten; er darf nicht stagnieren. Wenn er stagniert und zur alten Garnitur wird, dann hat er kein Leben mehr. Aber den Grundprinzipien des Marxismus darf man nicht zuwiderhandeln; andernfalls begeht man Fehler. Den Marxismus unter metaphysischen Gesichtspunkten angehen und ihn als etwas Erstarrtes ansehen, das heißt Dogmatismus. Die Grundprinzipien und die allgemeingültigen Wahrheiten des Marxismus leugnen, das heißt Revisionismus. Der Revisionismus ist eine Kategorie des bürgerlichen Denkens.»¹⁴

Für Mao war der Marxismus wohl nie die ausschließliche Grundlage seines Denkens und Handelns gewesen. Er sah darin vielmehr ein Werkzeug der Revolution und eine Anleitung zur Lenkung der Gesellschaft, die er nicht einfach auf die chinesischen Verhältnisse anwandte, sondern mit bestehenden chinesischen Elementen verband. In diesem Sinne äußerte sich auch Liu Schao-schi in einem Interview:

«Marx und Lenin waren Europäer; sie haben in europäischen Sprachen über europäische Geschichte und Probleme geschrieben und selten Asien oder China behandelt. Die Grundprinzipien des Marxismus sind zweifellos auf alle Länder anwendbar, aber ihre allgemeine Wahrheit läßt sich schwer auf die revolutionäre Praxis in China anwenden. Mao Tse-tung... hat den Marxismus nicht nur auf neue Verhältnisse angewandt..., er hat eine chinesische oder asiatische Form des Marxismus geschaffen.»¹⁵

Die Revolution erschien auch Mao Tse-tung nicht bloß als ein mit Naturnotwendigkeit einsetzendes Ereignis, sondern etwas unter bestimmten ökonomischen Voraussetzungen Machbares. Sein Werk ist in weiten Teilen geradezu ein Leitfaden für die Machbarkeit der Revolution mittels einer Guerillataktik, für deren Erarbeitung er allerdings nicht Marx, sondern ältere chinesische Autoren benutzte.

Maos Analyse entsprechend sollte in China ein Bündnis mehrerer Klassen unter der Führung des Proletariats den Übergang zum Sozialismus vorbereiten. Die eigentlichen Träger der Revolution sind nach seiner Meinung jedoch die Bauern. Es war deshalb nur logisch, daß er sich nach dem ersten Fünfjahresplan von 1952–58 vom sowjetischen Modell einer Hauptgewichtung auf die Entwicklung der Schwerindustrie abwandte und die Losung ausgab: «Auf zwei Beinen gehen!», worunter er eine gleichgewichtige Entwicklung von Landwirtschaft und Industrie verstand.

In einer nächsten Stufe schuf Mao die Volkskommunen, die eine lokale Selbstversorgung und eine gewisse industrielle Autarkie garantieren sollten und gleichzeitig verwaltungs-

mäßig überschaubare Gebilde darstellen, welche keinen immensen Verwaltungsapparat benötigen. Mit der Kulturrevolution suchte er schließlich auch einer Bürokratisierung sowjetischen Stils entgegenzuwirken und das Volk in permanenter revolutionärer Stimmung zu halten.

Die Revolution ist erst zu Ende, wenn die kommunistische Endgesellschaft erreicht ist, lautet Maos Devise. Und er wandte den Begriff der permanenten Revolution deshalb auch auf das eigene Land an, während selbst Trotzki diesen Begriff stets nur bei Ländern verwendete, in denen noch keine sozialistische Revolution stattgefunden hatte.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Mao Tse-tung mit seiner chinesischen Variante des Marxismus eine neue Ideologie entwickelte, die sich ganz wesentlich von der marxistisch-leninistischen Spielart unterscheidet und damit zum Bruch zwischen den sowjetischen und chinesischen Kommunisten beitrug. Die Vorwürfe, mit denen sich Chinesen und Sowjets heute gegenseitig überschütten, sind in mancher Hinsicht recht entlarvend. Aus sowjetischer Sicht sind die Chinesen «Sozialchauvinisten» und der Maoismus eine kleinbürgerlich-nationalistische Strömung, bestehend aus einem Konglomerat subjektivistisch-voluntaristischer und vulgärmaterialistischer Ideen, welche die 'abenteuerliche Politik eines «Kasernenkommunismus» begründen sollen. Die Chinesen wiederum bezeichnen die sowjetischen Kommunisten als «Sozialimperialisten» und deren Führer als «neue Zaren».

Den Sowjets wird nicht ganz zu Unrecht vorgeworfen: «Indem das sozialistische staatliche Eigentum in eines der bürokratisch-monopolistischen Kapitalistenklasse umgewandelt wird, wird folgerichtig die sozialistische staatseigene Wirtschaft zur staatsmonopolistischen kapitalistischen Wirtschaft. Dem Wesen nach gibt es keinen Unterschied zwischen dem staatsmonopolistischen Kapitalismus in der Sowjetunion und dem Kapitalismus in den kapitalistisch-imperialistischen Ländern. Der Unterschied besteht nur darin, daß der erstere, der eine Entartung des sozialistischen Eigentums ist, durch einen noch höheren Grad an Konzentration und Monopolisierung sich auszeichnet.»¹⁰

Am interessantesten sind jedoch jene Punkte, in welchen beide Seiten mit ihren Vorwürfen übereinstimmen. Beide beschimpfen sich heute als «Kolonialisten», beide bezichtigen sich gegenseitig des «Revisionismus», und es hält schwer, in diesen Punkten nicht beiden Gegnern zuzustimmen.

Weder der Marxismus noch der Leninismus oder Maoismus haben es bisher vermocht, die industriell-arbeitsteiligen Verhältnisse und die sie tragenden Herrschafts- und Sozialstrukturen in irgendeinem kapitalistischen Lande zu verändern. Die kommunistischen Revolutionen, wo immer sie bisher stattfanden, brachten einen Umsturz in einer feudalistischen Agrargesellschaft und nicht in einer kapitalistischen Industriegesellschaft. Sie waren dementsprechend auch keine eigentlich proletarischen Revolutionen im streng marxistischen Sinne. Und sie begründeten genau besehen eben das, was sie zu stürzen vorgaben, nämlich eine moderne Industriegesellschaft mit eben jenen negativen Charakteristika, die den Protest von Marx so sehr herausgefordert hatten.

Was einst Ausgangspunkt der Analysen von Marx gewesen war, hat sich im Grunde genommen im Verlaufe von hundert Jahren zu einem angestrebten Ziel entwickelt. Wie bei einem sich schließenden Kreis, scheint der aus dem Kapitalismus hervorgegangene Marxismus letztlich wieder in den Kapitalismus zu münden. Dies macht in etwa die Reaktion jener extremen Linken verständlich, die als Randgruppen westlicher Industriestaaten zum Anarchismus neigen und nur noch an die Zerstörung der bestehenden Gesellschaftsstrukturen denken. Sie benützen den Maoismus bestenfalls als Leitfaden für die Taktik eines revolutionären Guerillakrieges. Wer solche Gruppierungen als marxistisch oder als kommunistisch bezeichnet, hat freilich zur falschen Etikette gegriffen, denn in Wirklichkeit haben sie auch mit dem Kommunismus nichts mehr gemein.

Sozialismus mit humanem Gesicht als schwarzes Schaf

Bevor sich die sowjetischen und chinesischen Kommunisten gegenseitig über dem Anspruch auf Vorherrschaft im Weltkommunismus in die Haare gerieten, hatte es nur ein schwarzes Schaf in der kommunistischen Bewegung gegeben, Titos Reformkommunismus, der von Russen und Chinesen gleichermaßen unter Beschuß genommen wurde. Als Folge seines Streites mit der Kremlführung vom Jahre 1948 war Jugoslawien von der Nabelschnur des stalinistischen Totalitarismus abgetrennt worden, was bewirkte, daß in diesem Lande schon wieder eigenständige Denkansätze möglich wurden, die in den übrigen kommunistischen Ländern und Parteien bis zur Entstalinisierung schlechthin undenkbar waren.

Durchaus nicht unberechtigt sahen die orthodoxen Kommunisten im sich entwickelnden Titoismus einen Spaltpilz ihrer nach Moskau zentrierten und von Moskau dirigierten Bewegung. Die jugoslawischen Kommunisten vertraten nämlich die Auffassung von einem Nationalkommunismus, der die kulturellen Eigenarten zu berücksichtigen habe. Sie lehnten dementsprechend sowohl den sowjetrussischen als auch einen nationalen Zentralismus und Dirigismus ab. Durch die Selbstverwaltung wurde angestrebt, eine Diktatur der Parteibürokraten zu verhindern und den Weg zu einer sozialistischen Demokratisierung und Humanisierung freizumachen. Und dieses jugoslawische Modell wirkte insbesondere in den fünfziger Jahren auf manche kommunistische Intellektuelle des Ostblocks, die unter dem Stalinismus seufzten, wie eine Offenbarung.

Aus der Sicht der Moskauer wie der Pekingener Führung jedoch war der «jugoslawische Revisionismus» eine verdammungswürdige Häresie, ein Verrat am Marxismus-Leninismus und (in der chinesischen Formulierung) ein verschleierte Kapitalismus. Anhänger dieser Häresie hatten, sofern man ihrer habhaft wurde, mit langjährigen Gefängnisstrafen zu rechnen.

Der Zusammenbruch des Stalinismus und die Enthüllungen im Gefolge der Entstalinisierung hoben noch Titos Prestige, machten sie ihn doch nachträglich noch zu einem Vorkämpfer gegen das Stalinsche Terrorsystem. Und als die jugoslawischen Kommunisten in den sechziger Jahren einen «modus vivendi» mit der katholischen Kirche erreichten, schufen sie nochmals einen Modellfall. Dieser schien zu dokumentieren, daß ein friedliches Zusammenleben von Christen und Kommunisten trotz einer miteinander unvereinbaren Weltanschauung möglich sei.

Inzwischen hat sich die Situation allerdings wieder geändert. Tito, von Moskau und Peking aus verständlichen Gründen gleichermaßen umworben, ist bei den orthodoxen Kommunisten wieder hoffähig geworden, dies um so mehr, als er durch die innenpolitischen Verhältnisse im jugoslawischen Vielvölkerstaat gezwungen wurde, die Liberalisierung zu stoppen und zu einem zentralistischen Prinzip zurückzukehren. Am Schicksal der «Praxis»-Philosophen wurde offenbar, daß auch in Jugoslawien ein eigenständiges Studium des Marxismus schließlich als Gefahr für die Staatsdoktrin empfunden wird.

Doch inzwischen hat das jugoslawische Vorbild bei manchen kommunistischen Parteien westlicher Industriestaaten Schule gemacht. Die Kommunistische Partei Italiens, die seit jeher über eine beachtliche Zahl an Intellektuellen verfügte, ist darin vorangegangen und auch die französische KP scheint dem Beispiel zu folgen. Von einer «proletarischen Revolution» im ursprünglichen Sinne des marxistischen Geschichtsverständnisses ist bei deren Führern keine Rede mehr. Ja selbst der Begriff einer «Diktatur des Proletariats» wird seit neuester Zeit in Frage gestellt. Den Christen gegenüber wird absolute Toleranz zugesichert, ja sogar Koalitionsangebote an christliche Parteien und Gruppierungen gemacht. Man unterstreicht den Willen zur loyalen staatsbürgerlichen Mitarbeit im Rahmen der bestehenden demokratischen Gesetzgebung,

kurz: man bewegt sich völlig auf der Ebene der «revisionistischen» Auffassungen eines Eduard Bernstein, zumindest, wenn man den Aussagen eines Berlinguer oder Marchais Glauben schenkt.

Hier aber liegt das ganze Problem. Im Osten wie im Westen wird dieser neuerliche «Revisionismus» gleichermaßen mißtrauisch verfolgt. Viele Leute im Westen glauben, daß es sich hierbei nur um eine Taktik der KP zur möglichst mühelosen Machtübernahme handle, in deren Gefolge es dann unvermeidlich zum Rückzug auf die dogmatischen marxistisch-leninistischen Prinzipien kommen werde. Die orthodoxen Kommunisten im Osten hinwiederum befürchten, es könnte sich bei dieser neuen Wendung der Dinge nicht nur um eine Taktik, sondern um eine ehrliche Überzeugung handeln, die sie sehen damit am Horizont bereits eine neue revisionistische Häresie empordämmern.

Ein Urteil über die wirklichen Intentionen dieser westlichen Kommunisten ist von einem Außenstehenden nur schwer zu fällen. Immerhin sollte man nicht übersehen, daß beispielsweise die italienische KP im Gegensatz zu ihrer französischen Schwester schon vor Jahrzehnten ein Bekenntnis zum Pluralismus ablegte und traditionell einen undogmatischen Marxismus vertreten hat, wobei vor allem der Name Antonio Gramsci zu erwähnen wäre, der bereits 40 Jahre vor Palmiro Togliatti's «Testament» einen eigenen Weg zum Sozialismus befürwortete.

Wenn antikomunistische Kreise des Westens auch heute noch undifferenziert sämtliche marxistische Auffächerungen unter dem Begriff «Kommunismus» subsumieren und diesen mit dem Sowjetkommunismus identifizieren, so sind sie damit sicherlich schlecht beraten, denn sie schaffen auf diese Weise eine Einheit, die schon lange nicht mehr besteht. Es existiert heute nicht mehr ein Marxismus, sondern eine Vielzahl von Marxismen, die eigenständige Traditionen entwickelten und sich teilweise von den Grundintentionen des von Engels formulierten Marxismus soweit entfernten, daß sie kaum mehr als den Namen mit diesem gemeinsam haben.

Diese These wird durch die unlängst erschienene Untersuchung von Tibor Hanak *«Die Entwicklung der marxistischen Philosophie»* weitgehend bestätigt. Hanak ist in seinem Buch der Frage

nach dem Wie und Warum der Entstehung von unterschiedlichen Schulen in der marxistischen Philosophie systematisch nachgegangen, wobei er auch die neueren marxistischen Strömungen im Westen wie in Ostmitteleuropa einer eingehenden sachlichen wie kritischen Analyse unterzog. Für ein vertieftes Studium der in unseren Ausführungen aufgeworfenen Fragen könnte das übersichtlich gegliederte, in einer gut faßlichen Sprache geschriebene Werk von Tibor Hanak eine ausgezeichnete Hilfe sein.¹⁷

Die Marx-Renaissance der vergangenen Jahrzehnte hat – wie besonders Arnold Künzli mit vollem Recht hervorhob – nicht nur wesentlich zur Verbreitung des Marxismus beigetragen, sondern auch zu dessen Spezifizierung und Differenzierung. Es fehlt nicht an Philosophen im Osten (Schaff, Kolakowski, Gardávsky, Stojanović, Lukács u.a.m.) und Westen (E. Fischer, die Frankfurter Schule, Lefèbvre, Garaudy, Althusser, um nur einige zu nennen), welche zu einer kritischen Lesart von Marxens Werk zurückfanden und die Vergötzung des Marxismus zu einem pseudoreligiösen, alle Lebensgebiete bestimmenden, durchdringenden und erklärenden System ablehnen. Wo es zur wirklichen Absage an den dogmatischen und sich totalitär gebärdenden Marxismus kommt, da ergeben sich auch wieder echte Möglichkeiten für einen fruchtbaren Dialog zwischen Christen und Marxisten. Und eine solche Möglichkeit sollte man gerade im Falle von Italien nicht a priori ausschließen.

Robert Hotz

⁹ Vgl. «Praxis» (Internat. Ed.) Nr. 1, 2/1966, S. 110

¹⁰ Vgl. G. Wetter «Der dialektische Materialismus», Wien 1960, S. 133, sowie V. I. Lenin «Ausgewählte Werke» Bd. I, Moskau 1946, S. 265 ff.

¹¹ Vgl. V. I. Lenin, III. Allrussischer Rätekongreß, Bericht über die Tätigkeit des Rates der Volkskommissare (Sämtliche Werke, Bd. 22, Wien-Berlin 1927, S. 226)

¹² C. D. Kernig «Person und Revolution: Marx-Lenin-Mao», Freiburg Br. 1972, S. 121

¹³ Vgl. E. Topitsch «Humanistisch ist am Marxismus nichts» in «Die Presse», Wien, 3./4. 5. 1975

¹⁴ Mao Tse-tung «Rede auf der Landeskongferenz der KPCh über Propagandarbeit» 12. 3. 1957 (vgl. «Rotes Buch»)

¹⁵ Thiess-Frank «Plädoyer für Peking», Stuttgart 1966, S. 152

¹⁶ Peking-Rundschau Nr. 20/1974, S. 18

¹⁷ Tibor Hanak «Die Entwicklung der marxistischen Philosophie», Schwabe & Co.-Verlag, Basel/Stuttgart 1976

ALS CHRIST SCHREIBEN: KURTMARTIN MAGIERA (1928-1975)

HABEN

sagte Herr ZETT,
ist das Kodewort der
gefallenen Engel.
Aus unseren Konten also
können wir ablesen,
wie tief wir fallen.

Natürlich suche ich die Wahrheit,
gab Herr ZETT zu,
aber mit sauberen Methoden.
Das verziehen ihm die Ideologen
nie.

In der Gestalt des Herrn KEUNER erschuf sich Bertolt Brecht einen sokratischen Weisen, der die Ansichten, Probleme und Parteinahme des armen Marxisten aus Augsburg verhandelte. Der Autor, der in der Rolle des Herrn ZETT pointiert seine Erfahrungen mitteilt, seine Mitchristen kritisiert, als Moralist provoziert, heißt Kurtmartin Magiera.¹ Zu der Zeit, als die «Gruppe 47» ihren Höhepunkt erreichte, als Enzensberger seine «Verteidigung der Wölfe» ins Land schrie und Günter

¹ «Herr Zett» und alle folgenden Bücher außer dem letztgenannten sind beim Josef-Knecht-Verlag in Frankfurt erschienen.

Grass seinen Oskar Matzerath auf Blech trommeln ließ, begann auch Magiera zu publizieren.

1928, im schlesischen Liegnitz geboren, verbrachte Kurtmartin Magiera seine Kindheit und Jugend in Breslau. 16-jährig wurde er zum Arbeitsdienst eingezogen, kurz vor Kriegsende zum Soldaten gemacht. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft besuchte er von 1946–48 das Gymnasium der Jesuiten in St. Blasien im Schwarzwald. Magiera begann zu schreiben. Aber davon kann man als namenloser junger Mann nicht leben. Als Versicherungsangestellter in Augsburg und Berlin ernährte er sich und seine Familie von 1949–1962. Seit 1957 erschienen in rascher Folge seine Romane und Erzählungen. Am 1. Januar 1963 übernahm Magiera die Feuilletonredaktion des «Ruhrworts», der Diözesanzeitung des Bistums Essen. Er redigierte, schrieb, arbeitete für den Rundfunk, wurde zu Autorenabenden eingeladen. Was er schrieb, sprach, gestaltete, tat er als entschiedener Christ. Ende September 1975 erfuhren Magieras Freunde seinen plötzlichen Tod. Auf der Jahrestagung der westeuropäischen Schriftstellervereinigung «Die Kogge» erlag er ohne vorausgehende Krankheit am 27. September 1975 einem Herzinfarkt. Einen Monat später meldete die Katholische Nach-

richtenagentur seinen Tod. Magiera hat nie, nicht einmal durch seinen Tod, von sich Aufhebens gemacht. Er hatte gerade die Korrekturarbeiten zu seinem Jesus-Buch «Ich habe dein Gesicht gesehen» beendet. Was abrupt abbrach, erscheint aus der Sicht der Überlebenden vollendet.

Vor einem Jahr zu *Allerheiligen* brachte die *Orientierung* (1975/20, S. 217) auf der Titelseite eine Betrachtung «Irgendeiner und alle gemeinsam». Neben dem Namen des Autors vermerkte ein Kreuz mit Datum, daß dieser einen Monat zuvor verstorben war. Sonst nichts. Heute nun sollen unsere Leser mehr über ihn erfahren, und zwar sozusagen *en famille*: Kurtmartin Magiera war einer von ihnen. Die «Orientierung» hat er nicht nur gelesen, sondern gelegentlich abgedruckt und mit einem persönlichen Wort in einem seiner Bücher «verewigt». Es enthält Zeugnisse und Skizzen von «Menschen, die gegen den Strom schwimmen und Zeichen setzen». Der Titel: «Menschen, Christenmenschen» (Kevelaer 1974). Daß Magiera selber auch unter diese Überschrift einzureihen ist, zeigt das Bild, das unser Mitarbeiter Paul Konrad Kurz von seinem Leben und Schaffen entwirft. Er hat ihn persönlich gekannt.

Die Redaktion

Mit dem Roman «Ich heiße nicht Robertino» war Magiera 1957 an die literarische Öffentlichkeit getreten (1958 in 4. Auflage). Es ist die abenteuerliche Geschichte eines namenlosen Jungen aus einem französischen Waisenhaus. Die Sehnsucht nach Geborgenheit, nach einem menschlichen Du, läßt ihn aus der Waisenanstalt ausbrechen. Er flieht durch Frankreich, Algier, Amerika, wechselt Namen, sucht Begegnungen. Die ihm helfen wollen, können es nicht. Die anderen merken es nicht – oder verschansen sich hinter Paragraphen. Robertino bleibt heimatlos. Das Gutseinwollen Robertinos genügt nicht, um Fuß zu fassen in dieser Gesellschaft, wenn keiner hilft. Ein Sondergesetz macht den in die USA illegal eingewanderten jungen Mann zum Staatsbürger. Er muß Soldat werden und fällt 1950 in Korea.

In rascher Folge veröffentlichte Magiera «Im Paradies neun» (1958) den Roman einer Großstadtfamilie; «Tag und Nacht» (1959), die Novelle eines Fronturlaubers gegen Ende des Krieges in Breslau, «Kleines Mädchen Hoffnung», der Roman einer Großstadt-pfarrei in Berlin, folgte 1961. Als einziger deutschsprachiger Roman jener Jahre machte er eine Pfarrei zum Gegenstand eines Romans.

Wie kann man Leben und Menschen in einer Pfarrei darstellen?

Magiera erschafft sich als äußeres Gerüst die Handlungszeit. Sie erstreckt sich über die Heilige Woche, vom Palmsonntag bis zum Karsamstag. In die Handlungszeit baut er eine innere Erzählachse. Der junge Kaplan Grössl beginnt seine Arbeit in der Pfarrei, in der Kanonikus Govarik, der alte Pfarrer, sein Amt abgeben will. Die beiden Seelsorger vergegenwärtigen Ankunft und Abschied, zwei weit auseinander liegende Zeiten, Generationen. Im Jahr 1909 war Govarik als junger Priester aus Breslau ins fremde Berlin gekommen. Lukas Grössl aber hatte als Oberprimar den «Landpfarrer» von Bernanos gelesen. Er verließ nicht eine arme Mutter, sondern einen geschäftstüchtigen Vater, für den der Sohn als Theologe uninteressant wurde. Zwischen dem Kanonikus und dem jungen Kaplan entsteht Vertrauen, beinahe ein Vater-Sohn-Verhältnis. Lukas Grössl hat das Priesterseminar nicht als ein ins Kraut geschossener Idealist verlassen. Er erträgt den Realismus der Sprache, hat ein Gespür für schwierige Mitglieder der Pfarrei, für Außenstehende und kritische Anrainer. Er macht Hausbesuche, stellt sich dem frommen Vater eines jungen Selbstmörders, der sich schuldlos dünkt, und dem Mißtrauen der Halbjüdin Irmgard, die in der Nazizeit ihre schlechten Erfahrungen mit Christen machen mußte. Magiera stellt dem Roman – und hier spürt man noch den Geist der fünfziger Jahre – als Motto ein Wort von Charles Péguy voran: «Was mich erstaunt, spricht Gott, ist die Hoffnung. Das wundert mich über die Maßen. Diese kleine Hoffnung, die nach so gar nichts aussieht. Dieses kleine Mädchen Hoffnung. Die unsterbliche.»

Für die Erzählung «Dann sagt doch, was er tun soll» (1963) erhält Magiera den Förderpreis zum Andreas-Gryphius-Preis. Der DDR-Angestellte gerät als Christ vor eine Entscheidung, die sein Gewissen belastet, ihn allein und ihm keinen Ausweg läßt. Es folgen mehrere Erzählbände. Was im Robertino- und im Berliner Pfarreiroman vernehmbar wurde, tritt entschieden ins epische Licht: *Solidarität*. Ein katechetisch unbelastetes, weltliches Wort für Nächstenliebe ist Magieras Thema – noch bevor es hierzulande von den Linken besetzt wurde (wie einst «Caritas» von den Christen). Von Otto Kaspar, dem Chefredakteur des «Ruhrworts», ist mir bekannt, daß Magiera sich persönlich um Gefängnisinsassen kümmerte, daß er bei deren Resozialisierung mithalf, realiter, nicht nur ästhetisch. Magiera übte Sozialarbeit an der Basis. Das literarische Wort und persönliches Tun fallen nicht auseinander.

Die Mächtigen als Mitchristen

Eines seiner besten erzählerischen Werke wurde der Roman «Liddl, Eichhorn und andere» (1969).² Das zeitgenössische Thema der Identität, der kompromißlosen Menschwerdung – gegen die Statuserwartungen der Frommen – wird hier erstmals ausgedehnt auf die Priesterfigur. Eichhorn, die Hauptperson des Romans, amtiert seit 25 Jahren als Pfarrer in St. Laurentius. Er ist Dechant einer kleinen Industriestadt, in der Maiandacht und Herz-Jesu-Freitag gelten. «Die Gebote Gottes und die Gebote der Kirche regieren die Stadt... Eine Stadt, in der Fortschritt der Fortschritt Gottes ist in den Seelen aller.» Mit der gleichen epischen Ironie läßt der Autor Hochwürden Dechant über sich selbst sagen:

«Sich in jeder Lage auf sich verlassen können; sich seiner Person völlig sicher sein; Überraschungen ausschließen; die täglichen Pflichten ordnungsgemäß auf sich nehmen und erfüllen; die Bürden des Amtes freudig tragen; die anvertraute Gemeinde vor dem Bösen bewahren, ... das Gesetz lieben; die Anerkennung des Gesetzes durchsetzen.»

Der Leser bemerkt die Selbstsicherheit des Dechanten. Dessen Gerechtigkeit ist von pharisäischer Statur. Es muß einer kommen und das Bildnis, das Eichhorn von sich selbst macht, umstoßen.

Der dazwischenkommt, heißt Liddl. Er schaut Eichhorn über die Schultern und in die Eingeweide. Er erkennt den beinahe preisgekrönten kirchlichen Beamten. Der kleine Mensch Liddl muß den großen Pfarrherrn in Frage stellen. Es genügt nicht jener wollende Wille, Jesus herbeizuzitieren. Eichhorn und Liddl (von «little» = klein) stehen in Personalunion. Eichhorn ist das herrschaftsbewußte, man könnte sagen ideologisierte Ich. Liddl markiert die kreatürliche Realität, den Sinn für Armut, das Jesuswort «Wer sein Leben verliert...» Liddl zeigt Eichhorn die Maske, verändert sein Bewußtsein. Unter Außenseitern der Gesellschaft, im Absteigequartier der Helga Makosch. Er begegnet Gelegenheitsdieben, Tagedieben, schwachsinnigen Menschen, einem Menschen, dessen bürgerliches Leben in die Brüche ging: dem Puppenspieler Klemko. Der ist ein Künstler und Narr, von seiner zweiten Frau verlassen, ein Freund der Kinder, ein Kohelet-Weiser. Klemko hat den Abstieg angenommen. Er wurde frei, beinahe vogelfrei. Bei Klemko, dem Sünder, erfährt Eichhorn seine Nikodemusstunde. Klemko verhilft Liddl zur Geburt.

Eine Woche vor dem 25-Jahr-Pfarrjubiläum bringt Liddl den Dechanten Eichhorn zur Strecke. Aber Liddl fürchtet sich nicht vor dem Generalvikar. Amtlich spricht man von einer seltenen «Persönlichkeitsspaltung», von einer «Wesensveränderung», die es gebietet, den Anstößigen aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen. In einem Altenheim lebt Liddl mit den Alten und Sterbenden. Er ist abgestiegen zu den Menschen. Die Pfarrkinder trennten sich von Liddl. Nur Klemko versteht.

Magiera arbeitet in diesem Roman mit gegensätzlichen Figuren, um eine menschliche Gefährdung, ein speziell inner-

² Siehe dazu «Das Priesterbild im modernen Roman» in: Paul Konrad Kurz, Über moderne Literatur 3 (Frankfurt 1971), 151–173.

RAPTİM

raptim ist eine internationale ökumenische Reiseorganisation.

raptim gründete im Frühjahr 1976 in unserem Lande eine Niederlassung, in Zusammenarbeit mit den beiden schweizerischen Missionsräten.

raptim organisiert Studienreisen in die Dritte Welt. In Vorbereitung: Juli 1977, Lateinamerika (Kolumbien, Peru, Bolivien).

raptim steht jedermann, also auch Ihnen, für alle Arten von Reisen zur Verfügung. Ihr Telefonanruf genügt.

raptim Boulevard de Grancy 19
1006 Lausanne
Tel. (021) 27 49 27
Telex 25 607

REISE MIT RAPTİM

kirchliches Problem, sichtbar zu machen. Wie kein zweiter deutschsprachiger Autor der Nachkriegsgeneration hat er sich innerkirchlicher Aufgaben, Problemen, Gestalten angenommen. Manche haben Magiera mit dem frühen und mittleren Böll verglichen (der späte Böll will bekanntlich mit innerkirchlichen Problemen nichts mehr zu tun haben). Aber während Böll als Autor die kirchlich Mächtigen erbarmungslos bloßstellt, Prälaten karikiert und die Peitsche der Satire über die Amtskirche schwingt, betrachtet Magiera die Mächtigen als Mitchristen. Er läßt ihnen Erbarmen zukommen, die Gnade der Menschwerdung. Wo Böll den Prälaten Sommerwild zu einem damenfreundlichen, saloneitlen, bildungsstolzen Katholizismus-Vertreter aufpoliert, um ihn desto tiefer fallen zu lassen, führt Magiera seine Eichhorn-Gestalt in die Krise, in der diesem Mann Gottes die Gnade der Neugeburt geschieht. Wo Böll seinen Pappkameraden aufbaut, um ihn abzuschießen, läßt Magiera auch einen Dechanten am menschlichen Erfahrungs- und Veränderungsprozeß, an der Buße teilnehmen.

Der Redakteur verschlang den Romancier

Es ist zu bedauern, daß Magiera die speziell innerkirchliche Problematik, die sich parallel zum Zweiten Vatikanischen Konzil und aus dem Konzil entwickelte, nicht mehr aufgriff. Man denke an die Flügelkämpfe der Traditionalisten und »Modernisten«, an die Frontenbildung zwischen linken, sozialrevolutionären Tendenzen und den Gralsrittern einer altlateinischen Liturgie.³ Kurt Martin Magiera hatte als Redakteur nicht die Zeit und als einzelner nicht die Kraft, auf eine solche Problemlage episch einzugehen. Das lag zum wenigsten im Bereich seiner Freiheit. In den mittleren fünfziger Jahren,

mit dem Absterben der alten »Hochland«-Generation, hat der deutschsprachige Katholizismus seinen literarischen Mittelpunkt verloren. Und bis heute hat niemand daraus wirkliche Konsequenzen gezogen. (Die kurzlebige Wochenzeitung »Publik« hat in literarischer Hinsicht und bereits vom Ansatz her literarisch fast nichts geleistet.) Hätte Magiera in Kontakt mit einem literarischen Zentrum, mit urteilsfähigen und christlich orientierten Kritikern treten können, hätte er gesprächsfähige Partner unter literarischen Christen und nicht nur unter sich vereinzelt Freunde gefunden – vielleicht hätte er sich weniger publizistische Last aufbürden müssen, vielleicht hätte er seine epische Gestaltungskraft noch in spezifisch nachkonziliare Konflikträume einschleusen können.

Als Christ schrieb der Romancier Magiera. Als Christ arbeitete und schrieb auch der Redakteur Magiera. Er hat – solange sie erscheinen konnte – die Bildbeilage der »Ruhrworts« hervorragend redigiert. Er stattete diese Wochenzeitung von 1963 bis zu seinem Tode mit einem Feuilleton aus, das unter den deutschsprachigen Diözesanzeitungen einmalig war. Viele Reportagen, Kurzgeschichten, Gedichte, Gebete, Besprechungen, Hinweise auf Bücher hat er selbst geschrieben. Für die christlichen Hochfeste kramte er nicht nur ein paar fromme Bilder aus dem Archiv. Er ließ sich etwas einfallen, führte das Fest in die Gegenwart, gegenwärtige Wort- und Bildvorstellungen an das Fest heran. Seine Weihnachts-, Oster-, Pfingstbeilagen sind noch heute lesenswert.

Vor mir liegt ein Bündel *Reportagen* aus den letzten zwei Jahren. Da berichtet er am 30. März 1974 von einer »Weltreise nach Rüdesheim«. Die Bottroper hatten eine Idee und setzten sie nach einem Jahr Planung in die Tat um. Gehbehinderte und bettlägrige Bewohner von Altersheimen fahren auf einem holländischen Hotelschiff von Duisburg-Ruhrort nach Rüdesheim. Für viele Teilnehmer, die jahrelang nicht aus dem Heim gekommen waren, kam das einer Weltreise gleich. – Drei Wochen später berichtet Magiera über die Theateraufführung von Dürrenmatts »Porträt eines Planeten« in der Wolfsburg (Kath. Akademie von Mülheim/Ruhr). Wiederum 14 Tage später schreibt er unter der Überschrift »Resignation ist nicht gefragt« über den Besuch bei Bottroper Familiengruppen. Bald darauf läßt sich Magiera zum 90. Geburtstag des Franz-Sales-Hauses in Essen eine Reportage einfallen. »Da wohnen Krüppel« oder »da wohnen die Doofen« sagen unbekümmerte Jungen, die mit der Straßenbahn vorbeifahren. Ein Mitfahrer mischt sich ein: »Da wohne auch ich. Ich bin hier zur Schule gegangen und habe mich für meinen Beruf vorbereitet. Jetzt arbeite ich in einem großen Betrieb.« Betretenes Schweigen. Und nun stellt Magiera das Haus vor, zeigt, was Menschen für Menschen leisten können, wie verlassene Jugendliche aufgenommen und zur Selbsthilfe erzogen werden.

Magiera berichtet über Gefangenen-Seelsorge, über eine Jugendwallfahrt im Geist von Taizé. Er geht mit dem Dombaumeister durch Essens Kirchen. Er stellt Gestalten aus der Frühgeschichte des Bistums vor, zeigt den Christen einer schnelllebigen Zeit ihre Vergangenheit, sucht Tradition weiter zu tragen. Magieras letzter Bericht galt dem Essener Kirchenmusiktag '75 in der Gruga-Halle. Eucharistiefeier und Tanz, kirchenmusikalischer Vortrag und Big Band, Großveranstaltung und Gespräche in Gruppen schlossen sich nicht aus. Magiera konnte über Karneval und Passion, über die Leidenden in Kambodscha und in der eigenen Straße, über alte Menschen und verkorkte Kindererziehung berichten. Seine Sätze standen auf Füßen. Sie hatten Hände, Gesicht. Ohne Satire und Sarkasmus konnte er Eltern ihre falsche Erziehungseinstellung zeigen, sie zu Verstehen, Bessermachen, Humor anleiten.

Zunehmend beschäftigte ihn in den letzten Jahren die *Sprache des Gebets*. Wie kann man mit einem Bewußtsein von heute in einer Sprache von heute beten? Wie kann man in die banalen täglichen Erlebnisse, in die Welt der Zeitungsnachrichten Gott einlassen? Magiera hat sich nicht gescheut, wenn er gebeten wurde, Gebrauchstexte für Kirchentage, Jugendwallfahrten, Gemeindefeiern zu schreiben. Im Freundeskreis konnte er sich manchmal ironisch »Vorbeter vom Dienst« nennen.

Ein Sprungbrett fürs Gebet waren ihm Zeitungsnachrichten: Informationsfetzen, die ihn trafen, einen Christen treffen

³ Vgl. dazu Brian Moore, *Insel des Glaubens* (Düsseldorf 1975), in: Orientierung 1975, Nr. 9.

sollten, Meldungen, die Menschen in exemplarischen Situationen zeigten, Nachrichten, die zur Anteilnahme aufforderten, zu Knotenpunkten des Bewußtseins wurden. Eine Sammlung solcher Gebete erschien 1968 (Mit Holzschnitten von Paul Reding) unter dem Titel *«Gebete aus der Zeitung»*. Oben, gesperrt gedruckt, setzt Magiera die Nachricht. Darunter teilt er seinen Versuch mit, die Nachricht nicht als Sensation oder folgenlose Information zu empfangen, vielmehr mit Gott darüber ins Gespräch zu kommen.

Es war nicht Magieras Ehrgeiz, artistisch oder esoterisch zu schreiben. Er wollte, daß Menschen seine Texte gebrauchen konnten. Etwas in ihm ging in Richtung des Kalendermachers und der Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel: der Kalender nicht als Dekoration, nicht als Reproduktion von Kunstwerken, sondern als unterhaltender, besinnlicher, nachdenklich machender Begleiter durchs Jahr. Unter dem Titel einer Bauernregel (mit Holzschnitten und Collagen von Paul Reding) erscheint als letztes Buch zu Lebzeiten: *«Was der Juli nicht kocht, kann der September nicht braten»* (1975). Mit Kurzgeschichten, Zeitglossen, Reportagen, mit Betrachtungen, Versen, Briefen und Notizen verfolgt Magiera den Ablauf des Jahres.

Der Anfang im Ende: Robertino – Jesús

Zuletzt machte sich Magiera an eine Arbeit, von der er nicht wußte, daß aus ihr sein letzter Buchtext entstehen sollte. Zusammen mit dem Photographen Jürgen Heinemann sucht er Jesus in einer unserem mitteleuropäischen Kirchenverständnis fremden Welt: in Südamerika. Er erkennt die Jesusgestalt unter den Armen, Kinderreichen, Negermischlingen, Indios; in den Städten, Slums, Dörfern, an den Stadträndern, Flüssen, Straßen: das Gesicht des Armen aus Nazareth und die von Armut gezeichneten Gesichter seiner Brüder, Schwestern, unmündigen Kinder. Magiera weiß, Jesus ist uns zu sehr vertraut geworden. Wir erfahren ihn nicht mehr ursprünglich und fremd. Worum es ginge, hat Detlev Block, Lyriker und Pastor in Bad Pyrmont, einmal formuliert – und Magiera setzt die Verse als Motto: *«Das neue testament / ursprünglich / verstehen / in die mauer der überlieferung / eine Bresche.»* Magiera im Vorwort:

zu schwer- und zu goldgerahmt sind die großartigen Jesusbilder der Meister;

zu sehr befrachtet mit hohem künstlerischen Anspruch, als daß wir uns mit ihnen identifizieren könnten;

zu sehr entfernt, erhöht, auf Sockeln und samt, zwischen Säulen und Schnitzwerk ist dieser Jesus erhoben, als daß das harte Detail uns treffen könnte – Träne und Schmerz, Hunger und Durst, Schläge und Spott, der Schwachsinn der Schwachsinnigen, die Heulen der Krüppel, die Stinkende, die Schmutzige, die Erlösungsbedürftige Armut...

den geschichtlichen Jesus in den Gesichtern der Menschen von heute zu entdecken, dreißigmal Jesús in Ibibirím, in Panama-City, in Rio, im brasilianischen Nordosten...

ausgeliefert wie jedermann, den Bütteln der Macht, den unangefochtenen Dienern Gottes...

Jesus also in der «dritten Welt». Der Titel des – durch die großseitigen Photos leider aufwendigen – Text- und Bildbandes: *«ich habe dein Gesicht gesehen»*⁴. Ich könnte mir, am Lebensende kein schöneres Buch als Zeugnis eines Christen denken. Mit dem Waisenknaben «Robertino» hat Magiera seine Buchveröffentlichungen begonnen, mit dem armen Jesus beschlossen. Bruder Robertino ist Bruder Jesus; der arme Jesus, der keinen Ort hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, ist der bis nach Korea vertriebene Robertino. In Magieras Anfang steckte sein Ende; sein Ende in seinem Anfang.

Vom rein literarischen Standort her wären manche Erzählungen, Romane, Texte Magieras zu straffen und zu konzentrieren

⁴ *ich habe dein Gesicht gesehen* oder Jesús lebt in Ibibirím, Panama-City und anderswo. Texte: Kurt Martin Magiera. Fotos: Jürgen Heinemann. Großformat. Butzon & Bercker, Kevelaer 1975.

ren gewesen. Er wußte und litt darunter, daß er literarisch nicht den höchsten Rang erreichte. Mit seinem Können, seiner Phantasie, seiner Energie hat Magiera als Autor Zeugnis abgelegt. Es geschah in einer Zeit, die dem Schreibenden nicht günstig gesinnt war: literarisch nicht, denn er war ein Katholik; christlich nicht, denn er war als Moralist ein Nichtkleriker, ein Literat. Magiera wollte gebraucht werden und ließ sich – weit entfernt von neurotischer Selbstbespiegelung – gebrauchen. Er hat sich eingelassen auf das Wagnis, als Christ zu schreiben.

Paul Konrad Kurz, Planegg bei München

Buchbesprechung

Ota Šik: Das kommunistische Machtsystem

Hoffmann und Campe, Hamburg 1976, 320 S.

Mit großer Eindringlichkeit, Sachkenntnis, und nicht ohne Bitterkeit schildert Ota Šik, einst einer der Hauptbeteiligten am Prager Frühling, heute Professor für Nationalökonomie an der Hochschule von St. Gallen, das kommunistische, insbesondere das sowjetrussische (und tschechische) Machtsystem. Das Buch ist von besonderem Interesse, da es von einem Mann geschrieben ist, der sich auch heute noch als Antikapitalist und Anhänger eines «demokratischen Sozialismus» bekennt, das Machtsystem aus nächster Nähe und eigenem Erleben kennengelernt hat und dazu ein aktiver Politiker, Wirtschaftsfachmann und logischer Denker ist, der größere Zusammenhänge zu übersehen vermag. Šik schildert das System besonders als *Macht-Bürokratie*, mit all ihren unausweichlichen Versuchungen zu Repression, Korruption, Selbstzwecklichkeit und innerer Verflüchtigung.

Bürokratien gibt es überall. Das Besondere, Unentrinnbare des russischen Systems ist, daß diese Bürokratie über sämtliche Machtmittel, Informationsmedien, Wirtschaftskräfte, Polizei, Armee usw. verfügt. Sie hat schon unter Lenin eingesetzt, der sich zeitweilig verzweifelt gegen sie wehrte. Zunächst war sie vielleicht notwendig als Verwaltung, zur Einführung des neuen gesellschaftlichen Systems, zur Verteilung der Produktion wie der Produkte – aber sie wurde nach Šik immer mehr zu einem sich selbst bezweckenden und befriedigenden *Machtapparat*, dessen Funktionäre sich selbst, ihre eigenen Positionen und ihre unglaublichen Privilegien im Auge haben, dazu alle Mittel anwenden, um sich zu verteidigen, ihre Machtstellung auszubauen und in ihrem Nachwuchs (durch Bildungsprivilegien) zu verewigen. So schildert Šik unerbittlich mit vielen Zitaten und statistischen Belegen wie Wirtschaft, Gesellschaft und Staat von der Partei, diese aber nicht etwa von ihren Mitgliedern, sondern von ihrer Bürokratie, ihrem «Apparat» beherrscht und ausgenutzt werden.

Das Buch ist geschrieben zur Warnung vor den Auswüchsen aller Bürokratien, sei es wirtschaftliche, politische oder auch kirchliche. Es hat das Verdienst, die logische Konsequenz und damit auch Unentrinnbarkeit darzustellen, und auch wieder einmal auf die bis heute nicht übertriffene Darstellung Max Webers aus den zwanziger Jahren hinzuweisen. Auffallend ist, daß der gigantische Kampf Mao Tse-tungs gegen die Bürokratie nur in kurzen und dazu recht skeptischen Bemerkungen erwähnt wird (S. 75/87).

Šik ist der Überzeugung, daß das russische System wirtschaftlich dem westlichen entschieden unterlegen sei, weil es auf das Eigeninteresse der Beteiligten zu wenig Rücksicht nehme und nehmen könne. Obschon er auch den Kapitalismus ablehnt und bekämpft, plädiert er doch für marktorientierte Wirtschaft, weil diese allein den wirklichen Bedürfnissen der Menschen gerecht werden könne. Selber sucht er einen «dritten Weg» mit möglichst viel Selbstverwaltung und Demokratisierung in der Wirtschaft, wie er in einem eigenen Buch dargestellt hat. Er muß freilich zugeben, daß ein echtes Modell bis heute nicht erstellt worden sei, und man kann auch bezweifeln, wie weit die vielen und exakten Zahlenangaben, die Šik als Belege für seine verschiedenen Thesen bringt, wirklich schlüssig sind.

Šik schreibt als Nationalökonom, der vor allem den Mechanismus der Wirtschaft im Auge hat und der das russische System vor allem deshalb verwirft, weil es dem *wirtschaftlichen* Eigeninteresse der Menschen zu wenig Rechnung trage und deshalb zu wenig effektiv sei. Es wäre zu wünschen, daß das Bedürfnis nach Freiheit, das viel umfassender ist, als das bloß wirtschaftliche Interesse, ebenso kohärent untersucht würde. Aber die bis in die Einzelheiten gehende, systematische Darstellung des bürokratischen Machtapparates sollte hinreichen, um die nötigen Lehren zu ziehen und die Warnungen nicht zu überhören, die sie enthält.

Jakob David

Simone Weil – Glauben ohne Taufe

Zur Titelseite

Simone Weil war sich selbst gegenüber eine unerbittliche Frau. Erst 34jährig ist sie 1943 an Erschöpfung in England gestorben, wo sie 1942 angekommen war, um für die «Forces de la France libre» unter Robert Schumann zu arbeiten. Aus einer ungläubigen Ärztfamilie stammend hat sie sich bereits als Studentin der griechischen Sprache und der Philosophie für die «proletarische Revolution» eingesetzt. Um das Los der arbeitenden Klasse ganz zu teilen, arbeitete sie 1934 als Handlangerin in einer Fabrik und später in Südfrankreich auf dem Lande. Vor allem die Fabrikarbeit hat sie lebenslang geprägt: «Beides zusammen, die persönliche Erfahrung und das Mitgefühl für die elende menschliche Masse, die mich umgab und mit der ich, auch in meinen eigenen Augen, ununterscheidbar vermischt war, hat das Unglück der sozialen Entwürdigung so tief in mein Herz eindringen lassen, daß ich mich seither immer als eine Sklavin, in dem Verstande, den das Wort bei den Römern hatte, empfunden habe» (S. 140).

Simone Weil war nicht nur von der sozialen Not, sondern auch vom physischen Schmerz zu tiefst gezeichnet. Ein Jahr vor ihrem Tod schrieb sie: «Seit zwölf Jahren haust in mir ein Schmerz, der am Zentralpunkt des Nervensystems sitzt, an dem Verbindungspunkt zwischen Seele und Körper, der noch im Schlaf fortwährt und niemals auch nur eine Sekunde lang ausgesetzt hat» (S. 139). Not und Schmerz konnten sie jedoch nicht davon abhalten, immer unerbitterlicher auf die innere Stimme zu hören. Sie verstand sich ganz als ein Mensch des Gehorsams. Die innere Stimme hatte bei ihr allerdings lange Zeit nichts direkt mit Gott zu tun. Sie hielt die Frage nach Gott für unlösbar. Ihr unbedingter Wille zur intellektuellen Redlichkeit verpflichtete sie deshalb, keine Lösung zu versuchen. Sie hielt es sogar für gefährlich, Gott zu suchen,

Lic. theol., 27,

3jährige pastorale Zusatzausbildung in Holland (inkl. 1 Jahr supervisierte Praxis), sucht Stellung ab Anfang 1977.

Vorzugsweise: Individualseelsorge, moderne Gemeindepastoral, Verlagsarbeit. Auch in Kombination.

Zuschriften unter Chiffre 7601



ORIENTIERUNG Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager,
Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz, Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheck Stuttgart 62 90-700

Österreich: Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheck Roma 1/28545

Abonnementspreise:

Fr. 28.— / Halbjahr Fr. 16.— / Studenten
Fr. 19.—

Deutschland: DM 29.— / Halbjahr DM 16.— / Studenten DM 20.—

Österreich: öS 195.— / Halbjahr öS 120.— / Studenten öS 120.—

Übrige Länder: sFr. 28.— plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr./DM 35.— (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelsexemplar: Fr./DM 1.70 / öS 10.— plus Porto

Soeben erschienen:

Hermann Levin Goldschmidt — Meinrad Limbeck

Heilvoller Verrat? Judas im Neuen Testament

Mit einem Geleitwort von Anton Vögtle
101 Seiten kart. DM 12.80

Ist Judas eine Ausgeburt des Bösen? Ist er verdammt in alle Ewigkeit? Steht «Judas» sogar für «Jude»? Ein jüdischer Denker und ein christlicher Exeget untersuchen diese Fragen.

Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart

bis sie selbst von Gott heimgesucht worden war. Ein Jahr vor ihrem Tod schrieb sie: «All diese Zeit hindurch hatte selbst das Wort Gottes keine Stelle in meinen Gedanken. Es hat sie erst seit dem Tag, vor etwa dreieinhalb Jahren, an dem ich ihm eine solche Stelle nicht länger verweigern konnte. In einem Augenblick heftigen körperlichen Schmerzes, als ich mich bemühte, zu lieben, ohne mich jedoch berechtigt zu glauben, dieser Liebe einen Namen zu geben, fühlte ich, ohne im geringsten darauf vorbereitet zu sein – denn ich hatte die Schriften der Mystiker niemals gelesen –, eine persönlichere, gewissere, wirklichere Gegenwart als die eines menschlichen Wesens, unerreichbar sowohl den Sinnen als auch der Einbildungskraft, der Liebe gleich, die durch das zärtlichste Lächeln eines geliebten Wesens hindurchscheint. Von diesem Augenblick an haben der Name Gottes und Christi sich immer unwiderstehlicher in meine Gedanken gemischt» (S. 140).

Während der letzten Jahre ihres Lebens ging Simone Weil regelmäßig in die Messe. Sie ließ sich aber nicht taufen, obwohl der mit ihr befreundete Pater Jean-Marie Perrin sie dazu führen wollte. Ihre Gründe legte sie in Briefen an diesen Pater ausführlich dar (siehe Titelseite). Ihre Ablehnung stellte sie allerdings unter den Vorbehalt: «Es ist durchaus möglich, daß ich, nachdem Wochen, Monate oder Jahre ohne den geringsten Gedanken daran vergangen sind, eines Tages plötzlich den unwiderstehlichen Antrieb verspüre, unverzüglich die Taufe zu erbitten, und hineile, sie zu erbitten. Denn das Wirken der Gnade in den Herzen geschieht im Verborgenen und in der Stille (S. 9).

Nach dem zweiten Weltkrieg haben die posthum herausgegebenen Schriften von Simone Weil vor allem in Frankreich großes Aufsehen erregt und auch heftige Polemiken ausgelöst. Von manchen wurde sie fast wie eine Kirchenlehrerin außerhalb der Kirche verehrt; andere warfen ihr vor, sie sei ihrem eigenen Dämon im sokratischen Sinne erlegen und habe unter der Tarnkappe eines trügerischen Vokabulars östliche Religionen ins Christentum einzuführen versucht. Tatsächlich hatte Simone Weil nicht nur die Taufe (vorläufig) abgelehnt, sondern auch nach ihrer ausdrücklichen Hinwendung zum Christentum in indischen und griechischen Schriften eine ähnliche Gottesliebe wie in den biblischen Schriften zu entdecken geglaubt.

Auf Einwände betreffs der Orthodoxie hatte Simone Weil bereits zu ihren Lebzeiten geantwortet, daß die Sprache des Marktes nicht die des Brautgemaches sei. Ihre Schriften sind nicht die des Marktes. Gerade deshalb sind sie aber immer noch höchst aktuell. In der kirchlichen Theologie sind manche Fragen, die sie schon am Anfang des zweiten Weltkrieges durchgedacht und durchgelitten hatte, wie etwa die des impliziten Glaubens oder des Verhältnisses zu den Weltreligionen, erst nach dem zweiten Vatikanischen Konzil mit vollem Gewicht gestellt worden. Die Auseinandersetzung mit ihr ist deshalb auch heute noch – oder vielleicht heute erst recht – von großem Nutzen. So ist es sehr zu begrüßen, daß der Walter-Verlag in Olten unter dem Titel «Zeugnis für das Gute» (1976) wichtige Texte von Simone Weil in deutscher Sprache zugänglich gemacht hat.

Raymund Schwager

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich